

HEYNE <

DAS BUCH

Die fünfzehnjährige Temple lebt in einer Welt, in der nur noch eine einzige Regel gilt: das Gesetz der Wildnis. Die Menschen leben in abgeschotteten Enklaven, umgeben von einer tödlichen Gefahr. Doch auch innerhalb dieser wenigen Inseln menschlicher Gemeinschaft herrschen Brutalität, Gewalt und Ruchlosigkeit. Schon seit Jahren zieht Temple, völlig auf sich allein gestellt, durch die verödeten Weiten Amerikas, stets angetrieben vom Kampf um das eigene Überleben. Als sie in einer der Enklaven Unterschlupf findet, glaubt sie zunächst, eine neue Heimat gefunden zu haben, doch dann tötet sie in Notwehr einen Mann und muss fliehen. Verfolgt von der Familie des Getöteten und gejagt von ihren eigenen Dämonen begibt sich Temple erneut auf eine Reise, an deren Ende sie Erlösung zu finden hofft ...

Alden Bell beschwört ein Untergangsszenario herauf, das einem den Atem stocken lässt – *Nach dem Ende* gehört neben Justin Cronins *Der Übergang* und Cormac McCarthys *Die Straße* zu den großen postapokalyptischen Romanen unserer Zeit.

DER AUTOR

Alden Bell studierte Englisch und Kreatives Schreiben in Berkeley, bevor er an die New York University wechselte, um dort seinen Master zu machen. Er unterrichtet Englisch an einer New Yorker Privatschule und lehrt als außerordentlicher Professor für Literatur an der New School. Sein Roman *Nach dem Ende* begeisterte in den USA Kritiker und Publikum gleichermaßen. Der Autor lebt mit seiner Frau in New York.

ALDEN BELL

NACH
DEM
ENDE

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE REAPERS ARE THE ANGELS



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 08/2011
Redaktion: Tamara Rapp
Copyright © 2010 by Alden Bell
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52833-8

www.heyne-magische-bestseller.de

Für Megan

»Die meisten Ehen
bestehen aus einem Aristokraten
und einem Bauern.«

John Updike, *Ehepaare*

Ich bedaure den Mann, der im Stande ist, von *Dan* bis *Berseba* zu reisen und dabei auszurufen: »Es ist Alles öde!« – Und doch ist es so; und so muss die ganze Welt demjenigen erscheinen, der die Früchte, die sie hervorbringt, nicht anbauen will.

Laurence Sterne,
Eine empfindsame Reise

Manchmal ist tot besser.

Pet Sematary

ERSTER TEIL

I

Gott ist ein schlauer Gott, das weiß Temple. Sie weiß es von all den fantastischen Wundern, die auf diesem zerstörten Globus noch zu sehen sind.

Zum Beispiel diese discobeleuchteten Fische im seichten Wasser. Das war schon was, eine Erscheinung, wie sie ihr noch nie untergekommen ist. Es war tiefe Nacht, als sie es bemerkte, aber der Mond leuchtete so grell, dass er harte Schatten über die ganze Insel warf. So grell, dass es fast heller war als am Tag, weil sie die Dinge deutlicher erkennen konnte. Als würde die Sonne die Wahrheit verschleiern, als wären Temples Augen für die Nacht gemacht. Sie stieg vom Leuchtturm hinunter zum Strand, um einen vollen, reinen Blick auf den Mond zu haben, stand im seichten Wasser und ließ die Füße in den Sand sinken, während ihr die plätschernden Wellen die Knöchel kitzelten. Und da sah sie es, einen Schwarm winziger Fischchen, die herumflitzten wie Murmeln in einem Kreidekreis, und sie glühten elektrisch, die meisten silbern, aber einige auch golden und pink. Sie kamen und tanzten um ihre Füße, sie spürte ihre kleinen elektrischen Körper, und

es war, als stünde sie zugleich *unter* dem Mond und *im* Mond. So was hatte sie noch nie erlebt. Eineinhalb Jahrzehnte ungefähr wandert sie jetzt auf dem Planeten herum, aber so was ist ihr noch nicht begegnet.

Bestimmt könnte man behaupten, dass die Welt in schwarze Verdammnis versunken ist und dass die Kinder Kains über die Guten und Gerechten herrschen, aber eins weiß Temple ganz genau: Egal, was für eine Hölle aus der Welt geworden ist, egal, welche schlimmen Taten sie selbst begangen hat, und egal, welche Verkettung von gemeinen Missgeschicken sie hierher auf diese Insel gebracht hat, damit sie fern von der Ordnung der Menschen Unterschlupf finden kann, all diese Dinge haben dazu geführt, dass sie in dieser Nacht im taghellen Mondschein das Wunder der Fische erblickt hat, auf das sie sonst nie gestoßen wäre.

Gott ist nämlich ein schlauer Gott. Er richtet es so ein, dass du nichts versäumst, was du aus erster Hand erleben sollst.

Sie schläft in einem verlassenen Leuchtturm auf einer Felsklippe. Unten gibt es ein rundes Zimmer mit einer Feuerstelle, wo sie in einem schwarz angelaufenen Eisentopf Fisch kocht. Gleich am ersten Abend hat sie die Falltür im Boden entdeckt, die zu einem feuchten Lagerraum führt. Dort fand sie Kerzen, Angelhaken, einen Erste-Hilfe-Kasten, eine Leuchtpistole mit einer Schachtel oxidiertes Patronen. Sie probierte eine, aber sie war kaputt.

Morgens gräbt sie im Unterholz nach Nüssen und

sieht nach ihren Fischnetzen. Die Turnschuhe lässt sie im Leuchtturm, sie spürt gern den heißen Sand an den Fußsohlen. Den Strandhafer Floridas zwischen den Zehen. Die Palmen sind wie Büsche in der Luft, die brüchigen, toten Wedel rascheln wie ein Rock aus Knochen um die hohen Stämme.

Jeden Mittag klettert sie die Treppe zur Spitze des Signalturms hinauf und legt auf dem mittleren Absatz eine Pause ein, um zu verschnaufen und sich durch das verschmierte Fenster die Sonne ins Gesicht scheinen zu lassen. Oben macht sie eine Runde auf der Galerie. Im Gehen späht sie hinaus aufs grenzenlose Meer, dann zur felsigen Festlandküste des verseuchten Kontinents. Manchmal hält sie an, um einen Blick auf die Leuchtvorrichtung zu werfen, dieses blinde Glasauge, das wie ein umgestülpter Kessel dahängt und mit Tausenden von rechteckigen Spiegeln bedeckt ist.

Sie sieht sich darin, deutlich und facettenreich. Eine ganze Armee von Temples.

An den Nachmittagen blättert sie durch die nicht verrotteten Zeitschriften, die sie als Polstermaterial in Petroleumkisten entdeckt hat. Die Worte sagen ihr nichts, aber sie mag die Bilder. Sie zeigen ihr Dinge, die sie nie gekannt hat: adrett gekleidete Herrschaften, die freudig jemand in einem langen schwarzen Auto zujubeln, Leute in weißen Anzügen auf Sofas in Wohnungen ohne verkrustetes Blut an den Wänden, Frauen in Unterwäsche vor einem makellos weißen Hintergrund. Wie ein abstrakter Himmel ist dieses Weiß – wo könnte so ein Weiß existieren? Wenn sie die ganze weiße Farbe hätte, die es noch gibt auf der Welt, was würde

unberührt bleiben von ihrem Pinsel? Sie schließt die Augen und sinnt darüber nach.

Nachts kann es kalt werden. Sie lässt das Feuer nicht ausgehen und wickelt sich enger in die Militärjacke, während der Seewind laut durch die hohle Flöte ihres hohen Heims pfeift.

Wunder oder Omen vielleicht, denn am Morgen nach den leuchtenden Fischen entdeckt sie am Strand eine Leiche. Wie immer wandert sie um die Insel, um nach den Netzen zu sehen, und dabei findet sie die Leiche an der Nordspitze der tränentropfenförmigen Landmasse in der Nähe der Untiefe.

Zuerst ist es nur ein schwarzer Umriss auf weißem Sand, und sie mustert ihn aus der Ferne, die Hände über den Augen.

Zu klein für einen Menschen, außer er ist zusammengekrümmt oder halb vergraben. Was durchaus möglich ist.

Sie schaut sich um. Eine friedliche Brise weht durch das Gras an der Küste.

Sie setzt sich hin und wartet ab, ob sich die Gestalt bewegt.

Die Untiefe ist heute größer. Sie wird ständig größer. Bei ihrer Ankunft hier schien die Insel weit entfernt vom Festland. Sie ist auf einer leeren, weiß-roten Kühlbox hergeschwommen, die ihr dabei half, die Strömungen zu passieren. Das ist schon mehrere Monate her. Seitdem ist die Insel gewachsen, die Jahreszeit zieht das Wasser jede Nacht weiter hinaus und die Insel nä-

her ans Festland. Von der Küste erstreckt sich eine felsige Riffzunge weit ins Wasser, und von der Insel ragen große Korallenspitzen in die andere Richtung. Wie die Finger Gottes und Adams reichen sie jeden Tag näher aneinander heran, während das Wasser zurückweicht und seichter wird.

Trotzdem ist es wohl noch sicher. Die Brecher krachen mit heftigem Donnern gegen die Klippen. Niemand kann die Untiefe durchqueren, ohne auf dem Fels in Stücke zerfetzt zu werden. Noch nicht zumindest.

Die Gestalt regt sich nicht, also steht sie auf und nähert sich ihr vorsichtig.

Es ist ein Mann, das Gesicht im Sand vergraben. Das untere Ende seines Flanellhemds peitscht im Wind hin und her. Etwas an der Lage seiner Beine – ein Knie hochgeschoben zum Kreuz – verrät ihr, dass sein Rückgrat gebrochen ist. Er hat Sand im Haar, seine Fingernägel sind zerrissen und blau.

Wieder späht sie umher. Dann hebt sie den Fuß und stupst den Mann mit dem Zeh an. Nichts passiert, und sie stößt ihn erneut, fester diesmal.

Da fängt er an, sich zu winden.

Aus seiner Kehle dringen gedämpfte Laute, ein angestregtes Ächzen und Knurren – eher kläglich und frustriert als leidend und qualvoll. Seine Arme fegen über den Sand, als wollte er einen Engel nachahmen. Durch seine Muskeln läuft ein Beben und Wogen wie bei einem defekten Spielzeug, das immer wieder zuckend versucht, sich aufzurichten.

Fleischsack, sagt sie laut.

Eine Hand packt sie am Knöchel, aber sie schüttelt sie ab.

Zurückgestützt auf die Hände setzt sie sich hin, um die Füße gegen seinen Körper zu stemmen und ihn nach hinten zu stoßen. Beim Herumrollen hinterlässt er einen nassen Abdruck im Sand und landet mit dem Gesicht nach oben.

Ein Arm rudert noch, doch der andere ist unter seinem Rücken eingeklemmt, also bleibt sie auf dieser Seite und kniet sich über sein ungeschütztes Gesicht.

Das Kinn fehlt völlig, auch ein Auge. Das Gesicht ist mit schwarzen Blasen übersät und aufgerissen. Unter einem herabhängenden, mit nassem Sand verklebten Hautlappen sind der gelblich weiße Wangenknochen und Knorpelgewebe zu erkennen. An der Stelle, wo das Auge war, ist jetzt ein matschiger Brei aus dicker, klarer Flüssigkeit gemischt mit Blut – wie Eier mit Ketchup. Aus der Nase hängt ihm ein Seetangblatt und verleiht ihm ein komisches Aussehen, als hätte sich jemand einen Scherz mit ihm erlaubt.

Das Gesicht wirkt irgendwie falsch. Selbst abstoßende Dinge können richtig aussehen, wenn sie über eine Symmetrie verfügen. Durch das Fehlen des Unterkiefers aber erscheint das Gesicht plump und der Hals merkwürdig pferdehaft.

Sie bewegt die Finger über seinem intakten Auge, und es rollt unsicher in der Höhle hin und her, ohne die Hand wirklich in den Blick zu bekommen. Dann legt sie die Finger von unten an den fehlenden Mund. Er hat noch die oberen Zähne, aber darunter nichts, wogegen er beißen könnte. Sie bemerkt, wie die Seh-

nen hinter seinen Zähnen in einem sternförmigen Muster zucken. Milchweiß steht der Knochen heraus, an dem der Unterkiefer befestigt sein müsste, und gelbe Bänder strecken und entspannen, strecken und entspannen sich wie Gummi in einer geisterhaften Kaubewegung.

Was willst du denn? Sie schüttelt den Kopf. Mich beißen? Ich glaub, deine Beißzeit is vorbei, Mister.

Er schafft es, den Kopf in ihre Richtung zu drehen, und windet sich weiter.

Hör schon auf damit. Dein Rückgrat is gebrochen. Du kommst nirgends mehr hin. Das hier is so ziemlich deine Endstation.

Seufzend wirft sie einen Blick über die felsige Untiefe und das weite Festland in der Ferne.

Was hast du hier überhaupt verloren, Fleischsack? Hat dir der Wind den Geruch von Mädchenblut in die Nase geblasen? Hast dringend was gebraucht, was? Ich weiß, dass du nich hergeschwommen bist. Bist ja viel zu langsam und blöd dafür.

In seiner Kehle gurgelt es, und eine blaue Krabbe platzt aus dem sandverkrusteten Ende seiner Luftröhre und huscht davon.

Weißt du was? Ich glaub, du hast versucht, über die Felsen zu klettern. Und dann haben dich die Wellen erwischt und dich so richtig durchgeprügelt. Ja, das glaub ich. Was sagst du dazu?

Er hat den unter sich begrabenen Arm befreit und streckt ihn nach ihr aus. Aber seine Finger greifen viel zu kurz und scharren Furchen in den Sand.

Also, sagt sie, gestern Nacht hättest du hier sein

müssen. Der Mond war so groß, den hättest du fast vom Himmel pflücken können. Und die Fische, ganz elektrisch sind sie mir alle um die Füße gesaut. Der reine Wahnsinn, Mister. Wenn das kein Wunder war, dann weiß ich auch nicht.

Sie betrachtet das rollende Auge und den schaudernden Oberkörper.

Vielleicht interessierst du dich nicht so für Wunder. Trotzdem sollte man ein Wunder wertschätzen können, auch wenn man es nicht verdient. Wir sind doch alle der Schönheit der Welt verbunden, auch die Schlechten unter uns. Die Schlechten sogar ganz besonders.

Sie seufzt tief und lang.

Egal, ich glaub, dir reicht's jetzt schon von meinem Gelaber. Hör dir das nur an, ich schnable hier für zwei. *Schnabeln* – verstehst du?

Sie amüsiert sich über ihren Witz, doch ihr Lachen verstummt, als sie aufsteht und sich den Sand von den Händen wischt. Wieder schaut sie übers Wasser zum Festland. Dann geht sie zu einer Palmengruppe und stapft mit den Füßen im grasigen Gestrüpp herum, bis sie gefunden hat, was sie sucht. Ein Stein, größer als ein Football. Sie braucht eine halbe Stunde, um mit einem Stock darum herumzugraben und ihn aus der Erde zu holen. Die Natur mag es nicht, wenn an ihr herumgepfuscht wird.

Dann schleppt sie den Stein hinunter zum Strand, wo der Mann fast reglos daliegt.

Als er sie bemerkt, wird er munter und fängt wieder an zu zucken und beben und gurgeln.

Jedenfalls, erzählt sie ihm, bist du der Erste, der es hierhergeschafft hat. Und das zählt schon. Da bist du irgendwie wie Christoph Columbus oder so. Aber bei dieser Ebbe, da wette ich, dass noch mehr von deiner Sorte kommen. Ich wette mit dir, dass deine Schabenfreunde schon alle unterwegs sind. Die Wette würd ich bestimmt nich verlieren.

Sie nickt und wendet sich erneut der Untiefe zu.

Also dann.

Mühsam hebt sie den Stein hoch über den Kopf und lässt ihn mit einem feuchten Knirschen auf sein Gesicht niedersausen.

Die Arme zappeln noch, aber sie weiß schon, dass das manchmal hinterher eine Zeit lang so ist. Sie wuchtet den Stein erneut hoch und schlägt noch zweimal zu, um ganz sicher zu sein.

Dann lässt sie den Brocken liegen wie einen Grabstein und läuft hinunter zu ihrem Fischnetz. Sie findet einen mittelgroßen Fisch darin und trägt ihn zurück zum Leuchtturm, wo sie ihn über dem Feuer brät und mit Salz und Pfeffer isst.

Dann steigt sie die Stufen zur Spitze hoch und tritt auf die Galerie, um hinüber zum fernen Festland zu spähen.

Sie kniet sich hin und legt das Kinn auf das kalte Metallgeländer.

Schätze, es is wieder mal Zeit, dass ich weiterziehe.

Am Abend holt sie beim Feuerschein die Sachen aus dem Kellerloch, die sie gleich nach ihrer Ankunft dort verstaut hat. Die Kühlbox, die Feldflasche, die Pistole mit zwei funktionstauglichen Patronen darin. Später nimmt sie das Gurkhamesser und den Taschenstein mit hinunter zum Strand. Sie setzt sich hin und schleift mit weit ausholenden, glatten Strichen die Klinge. Sie lässt sich Zeit damit und hockt fast eine Stunde unter dem Mond, bis sie die Schärfe der Klinge mit der Zunge schmecken kann. Ein gutes Messer, dreißig Zentimeter lang, nach innen gebogen. Es sirrt, wenn sie es durch die Luft zischen lässt.

In der Nacht schläft sie fest und tief, doch noch vor der Dämmerung wacht sie auf und sammelt ihre Sachen zusammen.

Sie steckt das Messer und die Pistole, die Feldflasche und ihren Panamhut in die Kühlbox und schleppt sie zum Strand. Dann geht sie zurück zum Leuchtturm, um sich zu verabschieden.

Es ist immer schlimm, das eigene Heim zu verlassen, und hier ist es ihr wirklich gutgegangen. Am Fuß

dieses Riesenbaus fühlt sie sich klein wie eine Erbse. Ein letztes Mal klettert sie hinauf zur Galerie und mustert sich in den tausend winzigen Spiegeln der toten Lampe. Ihr Haar ist lang und strähnig, und sie bindet es sich mit einem Gummi nach hinten.

Eigentlich ist sie nicht sonderlich scharf auf den Blick nach innen. Aber in jedem Kopf lauern Geheimnisse, und sie möchte nicht, dass eins davon sie plötzlich von hinten anfällt. Manchmal lohnt es sich, sich tief ins Innere zu versenken, auch wenn dir von den dunklen Winkeln dort mulmig werden kann.

Wieder unten zieht sie die Tür fest hinter sich zu, damit der Wind sie nicht aufreißen und alles durcheinanderschmeißen kann. Es ist eine herzerwärmende Vorstellung, dass alles so bleiben wird, nachdem sie fortgegangen ist.

Sie steht am Fuß des Baus und legt den Kopf weit in den Nacken, um hinaufzuschauen.

Lebwohl, guter alter Turm. Halt weiter schön Wache. Und pass auf alle auf, die sich in dir niederlassen, ob tot oder lebendig, Sünder oder Heilige.

Sie nickt. Eine nette Ansprache, findet sie, wie ein Segen oder ein Trinkspruch oder ein Geburtstagswunsch oder eine Grabrede. Sie weiß, dass Worte die Kraft haben, Dinge wahr werden zu lassen, wenn sie richtig gesagt werden.

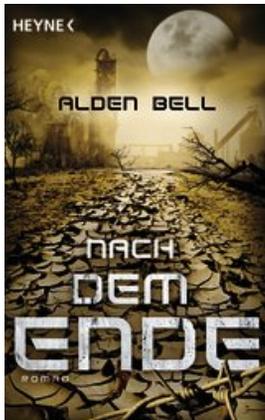
Unten am Strand zieht sie sich nackt aus und legt ihre Kleider und Schuhe zu all den anderen Sachen in die Kühlbox. Um den Deckel möglichst fest zu verschlie-

ßen, stampft sie darauf herum. Sie zerrt den Kasten ins Wasser, bis er von selbst mit der Strömung treibt, dann reißt sie ihn sich vor die Brust und stößt ihn über die Brecher. Schließlich hat sie auch die Dünung hinter sich.

Sie schwimmt Richtung Festland und hält sich fern von der Untiefe, damit sie nicht von der Strömung auf die Felsen geschleudert wird. Die Arme fest um die Kühlbox geschlungen, stößt sie sich mit den Beinen ab, und wenn sie müde wird, pausiert sie und gleitet dahin, immer mit dem Blick aufs Festland, um zu erkennen, wohin die Strömung sie zieht. Übers Wasser streicht eine Brise, und sie bekommt Gänsehaut, aber es ist trotzdem besser, als zu Mittag hinüberzuschwimmen, wenn die Sonne direkt von oben herunterknallt und dich versengt wie eine Eidechse.

Sie hat keine Ahnung, wie lang sie braucht, aber sie ist keine schnelle Schwimmerin, und es fühlt sich an, als wäre eine Stunde vergangen, als sie das Festland erreicht. Sie wuchtet die Kühltasche hoch zum Strand und setzt sich auf einen Felsen, um sich das Salzwasser aus den Haaren zu wringen und sich im Morgenwind zu trocknen.

Der Strand ist verlassen. Sie holt ein kleines Fernglas aus der Kühlbox und steigt über zerborstene Betonstufen hinauf zu einem erhöhten Kiesplatz, um sich einen Überblick zu verschaffen. Ein Stück weiter vorn an der Straße stehen zwei Wagen und in der Ferne mehrere Schuppen. Hinten am Horizont bemerkt sie einige Schaben. Sie haben ihre Witterung nicht aufgenommen und torkeln in der für sie typischen ziellosen Art herum. Sie duckt sich und richtet das Fernglas wieder



Alden Bell

Nach dem Ende

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-52833-8

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2011

Die Zeit der Menschen ist vorbei...

Die 15-jährige Temple lebt in einer Welt, in der nur eine einzige Regel gilt: Fressen oder gefressen werden. Denn seit fünfundzwanzig Jahren ist das Angesicht der Erde nicht mehr dasselbe: Menschen leben in abgeschotteten Enklaven, umgeben von einer tödlichen Gefahr. Doch auch im Inneren der Enklaven lauern Brutalität, Gewalt und Ruchlosigkeit. Als Temple in Notwehr einen Mann tötet, muss sie fliehen. Gejagt von ihrer Vergangenheit und ihren eigenen Dämonen, begibt sie sich auf eine Reise in der verzweifelten Hoffnung auf Erlösung ..

 [Der Titel im Katalog](#)